



## Es werde Ich

*Seit es Menschen gibt, suchen sie nach dem Sinn in der Welt, davon sind Wissenschaftler überzeugt. Doch wann und wo genau fing das an? Zum Beispiel auf der Schwäbischen Alb vor 40.000 Jahren. Eine Zeitreise zu den Ursprüngen der Religion*

Von Raoul Löbber, Die ZEIT / Christ & Welt, Nr. 15/2023, 05 April 2023

Mal wirkt das Lächeln entspannt, mal überlegen, mal spöttisch, mal belustigt und manchmal sogar altersmilde. Lächelt so ein Tier? Ist das ein Mensch? Die Figur hat Arme und Beine, aber auch Schnauze, Ohren, Muskeln und Nacken eines Raubtiers. So sieht er aus, der Löwenmensch von Ulm. Vor 40.000 Jahren schnitzte ihn ein Jäger und Sammler der jüngeren Altsteinzeit aus dem Dentin eines Mammutstoßzahns. 31,1 Zentimeter ist die Figur groß und zeigt, was nur in der Fantasie lebensfähig ist, ein Mischwesen, biologisch völlig unmöglich.

Gerade deshalb gilt der Ulmer Löwenmensch heute als das älteste je gefundene Kunstwerk der Menschheitsgeschichte.

Der Archäologe Robert Wetzel grub ihn kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs auf der Schwäbischen Alb in der düster-romantischen Hohlenstein-Stadel-Höhle aus, oder genauer: Er fand Splitter, ohne zu wissen, wozu sie gehören. Erst Jahrzehnte später setzte man sie zusammen. Das Ergebnis ist heute UNESCO-Weltkulturerbe.

Im Museum Ulm durchbricht ein Scheinwerfer das sakrale Halbdunkel des Ausstellungsraums. Andächtig umkreist Viviane Bolin, die zuständige Kuratorin, die Vitrine mit dem Weltkulturerbe im Zentrum. »Sehen Sie die Kerben da am Oberarm? Mit denen wollten die Menschen etwas kommunizieren, was, werden wir wohl nie

erfahren. Es können Zahlzeichen sein, das Abbild einer Körperbemalung, aber genauso Hinweise auf rituellen Gebrauch.«

Ritueller Gebrauch? Soll das heißen, der Mensch der Altsteinzeit war religiös? Die Kuratorin bleibt kurz stehen, überlegt und dreht dann weiter ihre Runden: »Kommt darauf an, was man unter Religion versteht.«

Tja, was versteht man darunter? Seit wann gibt es Religion und wie kam sie in die Welt?

So selbstverständlich bis gleichgültig ist heute vielen Menschen die Vorstellung von Gott und ewigem Leben, dass sie sich nicht mehr fragen, wie, wann und warum das alles begann. Wieso glaubt der Mensch an Mächte, die er nicht sehen, nicht anfassen und nur mit Fantasie in und um sich entdecken kann? Philosophen grübeln darüber seit Jahrhunderten. Doch auch die moderne Wissenschaft interessiert sich zunehmend dafür. Mittlerweile beschäftigt sich die Ethnologie so selbstverständlich mit der Genesis des Glaubens wie die Psychologie. Anthropologinnen forschen dazu, ebenso Soziologen, Archäologinnen, Neurotheologen, Evolutionsbiologinnen und viele andere -loginnen und -logen mehr. Oft wurde die Wissenschaft auf ihrer Suche nach den Glaubensursprüngen fündig. Im Hirn etwa, in den vermeintlich heiligen Texten, in der Sozialstruktur vergangener Gesellschaften, in den Konstanten des menschlichen Verhaltens – und natürlich in der Stadel-Höhle.

Was die Wissenschaft zutage fördert, sind aber nur Splitter der Wahrheit. Zusammengesetzt ergeben sie ein Bild, das dem Löwenmenschen gleicht: Vieles ist verloren, anderes entzieht sich für immer dem Verständnis und lädt wie die Kerben am Löwenmenschenarm gerade deshalb zu Spekulationen ein.

Dennoch lässt sich rekonstruieren: Spiritualität und Transzendenz stählten den Homo sapiens für den evolutionären Überlebenskampf. Wir sind eben nicht nur Verstand und Rationalität, wir sind auch, was wir glauben. Doch wie wurden wir, was wir glauben? Folgen wir Viviane Bolin zwei Stockwerke nach oben und 40.000 Jahre zurück in der Zeit.



## **Kapitel eins: Die Entdeckung des Selbst**

Unterm Museumsdach zieht die 37-jährige Kuratorin einen Karton aus ihrem Büroregal. Darin: eine Löwenmensch-Replik, täuschend echt. »Im Jungpaläolithikum ereignete sich ein kultureller Quantensprung«, sagt Bolin. »Auf einmal erschufen Menschen Kunst aus Elfenbein. So etwas gab's vorher nicht.«

Zärtlich dreht die Kuratorin die Replik von links nach rechts: Wer immer diese Figur erschuf, brauchte Hunderte Arbeitsstunden dafür. Das macht man nicht zum Spaß. Kunst war in Eis- und Steinzeit existenziell. In ihr spiegelt sich das Denken, Hoffen und die Angst der Menschen. Sie ist Ausdruck einer neuen Sicht auf den Menschen und die Natur.

Die Schwäbische Alb vor 40.000 Jahren: eine Grassteppe mit Zwergbirken, Kiefern, Haselnusssträuchern. Hyänen und Löwen suchen nach Beute, Mammuts und Wollnashörner kauen auf Gräsern, Blättern, Wurzeln herum. Die Menschen, die hier leben, ziehen den Rentierherden hinterher. Sie sind noch neu. Erst vor wenigen Jahrtausenden kam die modernste Hominiden-Baureihe in Europa an, um dem Neandertaler Konkurrenz zu machen: der Homo sapiens.

Und der ist tatsächlich anders als die Vorgänger. Dank seines präfrontalen Kortex, einem Teil des Frontallappens der Großhirnrinde, denkt er abstrakt, unterscheidet zwischen Gut und Böse und hat ein Bewusstsein für sich und andere.

Hirnforscher vermuten im Frontallappen die Wiege von Kultur und Religion.

Der Neuankömmling weiß die überlegene Rechenleistung zu nutzen. Er entwickelt die Speerschleuder, die erste Maschine der Menschheitsgeschichte, und setzt, wie in Australien, Brandrodungen ein für die Jagd. Bald steht er an der Spitze der Nahrungspyramide, ist nicht mehr nur Teil der Natur, sondern gestaltet sie. Ein



Selbstbewusstsein entsteht, man sieht es dem Löwenmenschen an. Sein Stand ist breitbeinig, er sagt: »Ich bin der König der Welt.«

Auf ihrem Weg von Afrika um den Globus lernen die Löwenmenschen viel über Tiere und Pflanzen, über das Wetter und den Wind. Und doch bleiben die Zusammenhänge ihnen ein Rätsel: Warum ist es nachts dunkel, sind manche Sommer kalt? Wie entsteht Gewitter? Warum bewegen sich die Sterne und die Erde scheinbar nicht?

Kognitionspsychologen der Universität Belfast stellten fest: Kinder glauben ganz natürlich an überirdische Mächte, um zu verstehen, was um sie herum geschieht. Warum sollte es bei den Löwenmenschen anders gewesen sein?

Ein Löwe kennt nichts als die Gegenwart. Er frisst, schläft, erleichtert und vermehrt sich, ohne nach dem Grund zu fragen. Die Löwenmenschen dagegen sehen sich im Gestern und Morgen. Oder wie der Religionswissenschaftler Michael Blume schreibt: Die Entdeckung des Ichs führt zur »Vergegenwärtigung der Zeit«. Irgendwann geht Homo sapiens ein Licht auf: »Ich habe ein Schicksal!« Genau das will er beeinflussen.

Im Alltagsgrau, ist der amerikanische Religionssoziologe Robert Bellah überzeugt, hält es keiner lange aus. Da ist alles Notwendigkeit, Sorge, Bedürfnis, Mittel zum Zweck. Also erschaffen die Löwenmenschen sich eine neue Welt hinter der bekannten. Dort gelten nur die Regeln, die sie selbst schreiben. »Symbolische Überschreitung«, nennt das Bellah. Berge werden zu heiligen Orten, Höhlen zu Toren in andere Wirklichkeiten. Hier suchen die Menschen Heil.

Nehmen wir die Stadel-Höhle. Niemand hat gelebt, wo man den Löwenmenschen fand. Tief drin im Berg ist der Ort der Kunst, nicht des Alltags. Zwar sind in der Stadel-Höhle die Wände leer und grau, doch auch die ersten Malereien entstehen, wo das Tageslicht nicht hinfällt. Im französischen Lascaux, im spanischen Altamira oder in der Kapowa-Höhle im südlichen Ural.



Stiere, Giraffen, Antilopen, Wildpferde, im Flackerlicht der Lampen muss es ausgesehen haben, als würde das Tierreich auf Befehl über die Wände galoppieren, eine gezähmte Welt, in der der Mensch Gott ist und nicht Beute.

Nur er selbst spielt an der Wand so gut wie keine Rolle. Hier und da ein Strichmännchen, das war's. Auch das macht das Ulmer Weltkulturerbe einzigartig: Der als primitiv verschriene Höhlenmensch bekommt so eine Persönlichkeit – die des Künstlers.

Und dann sind da noch die Hände, überall Hände, kleine wie große, in der spanischen El Castillo, in der argentinischen Cueva de las Manos, in den Höhlen im Maros-Pangkep-Karst auf Sulawesi.

Einen Mund voll Ocker, dann die Hand auf die Wand und ins Röhrchen gepustet – so setzt man ein Zeichen in der Steinzeit. Und die Zeichen bleiben, wenn sonst nichts mehr an einen erinnert.

Kunst und Religion, am Anfang ist beides eins. Die Kulturgeschichte der Menschheit beginnt mit dem Credo: Ich glaube, und weil ich glaube, bin ich und werde immer sein.

Geben Sie in der Google-Bildersuche mal »Hände« und »Höhle« ein und drücken auf »Enter«: Sie sehen Lebenszeichen, ein Instagram der Urzeit.

Egozentrische Ichlinge verewigten sich aber nicht auf der Wand. Jede Hand sucht eine andere, jede sagt auf ihre Art: Ich bin nicht allein.

## **Kapitel zwei: Rituale**

Viviane Bolin weiß nicht, wie es ist, den Löwenmenschen zu berühren. Nie hielt sie das Original in der Hand. Glatt soll die Oberfläche sein, abgeschmiegelt von den Händen, die ihn weiterreichen. Es ist verführerisch, sich das Ganze vorzustellen: eine Höhle, ein Feuer, monotone Gesänge, ein Mediziner, der Kerben in ein Figürchen schnitzt. War es so oder war das in »Der mit dem Wolf tanzt«?



Als Wissenschaftler sollte man seiner Fantasie misstrauen lernen. Viele vermeintliche Entdecker gingen in die Falle und projizierten ihre Hoffnungen, Vorurteile oder romantischen Gefühle aufs Unbekannte – ein Gräuel für den Ethnologen Claude Lévi-Strauss: »Ich verabscheue Reisen und Forschungsreisende« beginnt deshalb sein Reisebericht »Traurige Tropen« von 1955.

Das Buch handelt von den indigenen Völkern im brasilianischen Mato Grosso und im Amazonasgebiet. Lange lebte Lévi-Strauss unter ihnen, um ihre Mythen und Rituale zu verstehen, den Bezug ihrer Welt. Rituale und Mythen gelten als Relikte aus den wilden Zeiten der Zivilisation. Lévi-Strauss sah das anders. »Wildes Denken« ist für ihn nicht unlogisch, sondern ein Versuch, Ordnung zu machen im Chaos des Kosmos.

Religion beginnt demnach mit dem Ritual, nicht mit dem Wort oder Gott.

Wikipedia definiert das Ritual so: »Eine nach vorgegebenen Regeln ablaufende, meist formelle und oft feierlich- festliche Handlung mit hohem Symbolgehalt.«

Das stimmt zwar, ist aber so unsinnlich wie der Beipackzettel eines Blutverdünners. Und ohne Sinnlichkeit keine Magie.

Zuerst glaubt der Körper, dann der Geist.

Zwischenfrage: Was trennt den Menschen vom Tier? So einiges, ästhetisch aber sticht ein Unterschied heraus: Tiere tanzen nicht. Anders als die Jagd ist Tanz nicht überlebenswichtig. Die Regeln sind abstrakt, sie müssen eingeübt, ausgelegt, verinnerlicht werden. Hinzu kommt: Meist tanzt man nicht allein. Man verständigt sich tanzend mit anderen. Dafür braucht es Gestik, Mimik, Sprache und die Fähigkeit, die Schritte des Partners vorauszuahnen. Nur so entsteht ein Wir.

Funde beweisen: Schon der Neandertaler war sprachfähig. Ob er auch tanzte?

Der amerikanische Anthropologe Michael Tomasello glaubt: Sprache braucht mehr als ein Zungenbein. Wahrscheinlich entwickelte sie sich aus der Imitation von Gesten,



Bewegungen, Lauten: Man tanzt und singt, was man denkt. Kein Stammesritual, das etwas auf sich hält, kommt deshalb ohne Ausdruckstanz aus.

Die Wiederholung gibt dem Verstehen Sinn und Ziel, sie formt die Tänzer zur Gemeinschaft. In dieser Gemeinschaft entstehen Religion, Kunst und auch die Musik. Letztere hinterließ ebenfalls Spuren im Schwäbischen. Zwei Flöten entdeckte man auf der Alb, die ältesten je gefundenen Musikinstrumente.

Das Ritual vermag aber noch mehr. Es verbindet Welt und Gegenwelt. Auf schwächliche Menschenkörper passen plötzlich Löwenköpfe. Entwicklungspsychologen vergleichen das Ritual gerne mit dem Spiel.

Nehmen wir einen Vierjährigen mit Matchbox-Auto. Er spielt, bis er nichts anderes mehr wahrnimmt. Jetzt heimsen wir das Auto ein. Das Ergebnis: Schreien, Toben, Tränen.

Für uns mag es aussehen, als ginge es um nichts. Für den Jungen aber geht es um alles: Im Spiel glaubt er, das Auto zu sein. Der Entzug wird zur Beleidigung, zur Infragestellung seiner Person und Existenz.

Spiel und Ritual sind nicht einfach nur Spaß, sie sind heiliger Ernst. Man ist, was man spielt. Man wird, was man sein will.

Aber Spaß soll's halt auch machen. Deshalb wird bei Ritualen in der Regel viel gegessen und getrunken (von anderen rituellen Ausschweifungen ganz zu schweigen). Und je mehr man isst und trinkt, desto heiliger wird's.

In der Steinzeit setzte den Maßstab in Sachen Heiligkeit Göbekli Tepe, das liegt im Fruchtbaren Halbmond, nördlich der syrischen Wüste.

Während Mesopotamien noch leer und öde war, organisieren die Jäger und Sammler hier bereits rauschende Feste. Und damit alle Welt es sieht, stellen sie riesige T-Pfeiler in die anatolische Landschaft: Fertig ist der erste Tempel. Um ihn herum werden die Menschen zu Bauern; einer These zufolge, um mehr Bier brauen zu können fürs rituelle

Besäufnis. Fakt ist: 12.000 Jahre später arbeiten sich die Archäologen noch immer durch Tierknochenberge.

Was ist dagegen schon das Münchner Oktoberfest?

Klar, so eine Orgie braucht Organisation, aber nötiger noch ist ein Grund: der Mythos. Wenig bis nichts ist über die Mythen der Steinzeit bekannt. Aufgeschrieben wurden sie nicht. Wie auch? Es gab noch keine Schrift. Und als es sie gab, war sie lange nichts für Geschichtenerzähler, sondern für Krämer, die mit ihr ihre Listen füllten. In Amazonien hörte Claude Lévi-Strauss von Mythen, die denen der Steinzeit womöglich ähnelten. Überlieferungen vom Anfang der Dinge, als alles Magie war und Mischwesen auf der Erde wandelten. Anders als viele Forschungsreisende vor ihm sah der Franzose in den Indigenen weder edle Wilde noch Hinterwäldler. Er nahm sie, wie sie waren, und hörte zu.

Für Löwenmenschen, lernte er, ist alles, was sie sehen, hören, riechen, schmecken Teil des Mythos. Überall erkennen sie ihn in der Natur. Er ist wie ein Fluss, er passt sich der Landschaft an, verändert sein Bett und bleibt doch, was er ist.

Anders als die Wissenschaften schlussfolgern Mythen nicht. Sie scheren sich nicht um Beweise und helfen gerade deshalb, das große Ganze zu verstehen. Mythen beantworten die Fragen, auf die niemand sonst eine Antwort hat.

### **Kapitel drei: Auf der anderen Seite**

Zikomo wurde sieben Monate alt. 2020 stirbt er in der Silvesternacht, keiner weiß, woran.

Nayembi, die Mutter, will es nicht wahrhaben. Sie zieht ihren Sohn am Arm hinter sich her, ist unfähig, ihn zurückzulassen. Sie trauert und ist in ihrer Trauer nicht allein.

Alle Bonobos im Frankfurter Zoo hat der Tod Zikomos verstört. Man sieht es auf YouTube. Da klafft eine Lücke in ihrer Mitte. Und Nayembi und die anderen wissen nicht, was sie jetzt tun sollen.



Gönnen wir ihnen etwas Ruhe. Nachher sehen wir sie wieder. Vorher gilt es, eine Einladung anzunehmen. K

Klassizistische Architektur, klassizistische Möbel, viel Raum für zivilisierte Gedanken – das ist die Villa von der Heydt im Berliner Botschaftsviertel. Hier sitzt die Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Deren Präsident heißt Hermann Parzinger und empfängt zum Gespräch.

Parzinger, 64, ist Prähistoriker und als Profi-Ausgräber ein Ruhestätten-Profi. Darüber hinaus hat er evolutionär viel mit Nayembi gemein. Beide, Mensch und Menschenaffe, leben in familienähnlichen Verbänden, haben ein vergleichbar kompliziertes Sexualverhalten und tun sich schwer damit, von ihren Verstorbenen Abschied zu nehmen. »Schon der Neandertaler«, sagt Parzinger, »ließ seine Toten nicht einfach am Wegesrand zurück.« Er begrub sie, wenn auch auf denkbar schlichteste Art: einige Steine gegen die Witterung, das war's.

Dann kam Homo sapiens, gab seinen Toten Beigaben mit ins Grab und erfand so die Sepulkralkultur. Das reicht von gestreuten Blumen über den Leichnam bis zum unterirdischen Hofstaat mit Terrakottakriegern und Quecksilbersee, so wie im Grab Qin Shihuangdis, des ersten Kaisers von China.

In »Kinder des Prometheus«, einer 800 Seiten starken Geschichte der Menschheit vor Erfindung der Schrift, schreibt Parzinger: »Ohne rudimentär entwickelte Jenseitsvorstellungen lässt sich der Totenkult nicht begreifen.« Ist das so?

Trauer empfinden, wie gezeigt, auch die Frankfurter Bonobos. Davon abgesehen glaubt nicht automatisch jeder ans Paradies, der seinen Verstorbenen Souvenirs zur Beerdigung mitbringt. Wo hört Erinnerungskultur auf, fängt der Jenseitsglaube an?

Da schnauft der Prähistoriker, er hätte das J-Wort in seinem Opus magnum besser mit Gänsefüßchen versehen.



Anders als die alten Ägypter hinterließen die Löwenmenschen der Steinzeit kein Totenbuch, das ihr Jenseits erklärt. Keiner weiß, ob und wie sie über den Tod hinausblickten.

»Allerdings waren die Menschen damals auch nicht viel anders als wir heute«, ist Parzinger überzeugt. »Sicher stellten sie sich dieselbe Frage: Wenn mein Nächster sterben kann, was wird dann aus mir?«

Zurück zu Nayembi. Sie umarmt Zikomo, während die Bonobos zusehen.

Um in der Lage zu sein, nach der eigenen Jenseits-Fähigkeit zu fragen, muss man erst mal wissen, was das ist: ein Ich. Man muss sich seines Bewusstseins bewusst sein. Nur so wird einem klar, dass auch andere ein Bewusstsein haben, eine Seele. Bloß: Stirbt die nun?

Was im Kopf eines Tiers vorgeht, bleibt dem Menschen für immer ein Rätsel. Nie erfahren wir, was Nayembi denkt, während sie die Arme ihres Sohns bewegt, als lebten sie.

Bis zu einer Woche tragen Bonobos ihre toten Babys durch die Welt. Dann lassen sie sie fallen, schauen sie nie wieder an. Es scheint, als könnten sie vergessen. Menschen fällt das nicht so leicht.

Intelligenz zwingt zur Erinnerung. Trotzdem leugnen wir gerne, was nicht zu leugnen ist, sind tierisch irrational auf Menschenart.

Funde belegen: Wie Nayembi wollten auch die Menschen der Steinzeit ihre Toten möglichst lange bei sich behalten. Sie begruben sie, wo sie wohnten, kratzten ihnen das Fleisch ab und behielten die Schädel. Sie stellten sie in Gruben und schaufelten Erde darüber, wenn die Körper verwest zusammensanken.

Erst mit der Sesshaftigkeit gingen die Lebenden langsam auf Abstand. Der Friedhof entstand und mit ihm die Hoffnung: hier die Lebenden, da die Toten. Man springt von

einem Reich ins andere und hofft, dass drüben jemand wartet und sich die ganze Mühe lohnt.

#### **Kapitel vier: Die spinnen, die Götter!**

Jetzt also der Auftritt der Helden, lange ließen sie auf sich warten.

Die »Idee der Göttlichkeit«, schreibt der Religionssoziologe Robert Bellah, brauchte Zeit, um zu reifen. Anfangs hatten die Menschen keinen Bedarf an körperlosen Wesen, die sie nicht sehen und berühren konnten. Sie hatten genug mit sich und der Natur zu tun. Und als sich dann die ersten Götter fertig machten in der Kulisse der Geschichte, ähnelten sie Kindern, die ihren Spaß haben wollen.

So wie die Bari, die Geisterwesen der Bororo, von denen Claude Lévi-Strauss im Mato Grosso hörte. Ziemlich behaart sind die angeblich, mit Fingern, die Wasser speien, qualmenden Köpfen mit Löchern und Fledermauskörpern.

Die Bari scheren sich nicht um Sterbliche, verwandeln sich aus Langeweile in Tiere, bewegen Gestirne, weil sie es können, verbreiten Tod und Krankheit aus Jux und Tollerei.

Selbst Zeus, der oberste Olympionike, ähnelt noch einem Teenie mit Triebverwirrung. Vier Kinder zeugt er mit seiner Schwester Hera und geht doch fremd mit Sterblichen beiderlei Geschlechts. Dafür wird er mal zum Stier und mal zum Schwan. So als müsse er sich im Tierreich Potenz leihen, die ihm selbst fehlt.

Impulsiv, gewalttätig, lendenfixiert, so ist Zeus. Sicher waren die Athener froh, ihn auf dem Olymp zu wissen. Als Führer einer Polis hätte Gottvater garantiert versagt.

Anderswo sind die Götter eindrucksvoller. So entstehen im Mittleren Osten die ersten Territorialstaaten, mit Priesterkönigen, Menschenopfern und Monumentalbauten für die Macht. Und je mächtiger der König, desto mächtiger wünscht er sich das Gegenüber in der Gegenwart.



Also pumpen die Schriftgelehrten lokale Geisterwesen mythisch auf zu Monstern. Enki, Marduk, Baal, die Welt hat zu knien vor den neuen Göttern.

Der König steht und sagt ihr, wo und wie.

Richtig kompliziert wird es im alten Ägypten.

Jan Assmann, der Ägyptologe, beschreibt das Göttergewirr wie folgt: »Pharao blieb als Sohn Gottes immer zugleich auch Verkörperung eines Gottes. Aber der Gott, der sich in Pharao verkörperte, wurde seinerseits zu einem typischen Sohn-Gott herabgestuft.«

Man sieht es qualmen aus Pharaos Kopf!

Wenigstens der Arbeitsauftrag ist für Pharao mach- und überschaubar: Horus verkörpern, bloß nicht Amun, Re, Ptah oder den schakalköpfigen Anubis! Und Finger weg von Aton, der Sonnenscheibe! Die wollte schon Echnaton in der 18. Dynastie des Neuen Reichs mit pharaonischer Gewalt durchdrücken als monotheistischen Versuchsgott.

Weder Mensch noch Tier, war Aton reine Energie, eine körperlose Kraft, neben der alle anderen Götter alt aussahen.

Für diesen Frevel tilgten die Schriftgelehrten Echnaton samt Gemahlin Nofretete posthum aus der Geschichte.

Die Idee war jedoch zu verführerisch, um nicht weitergedacht zu werden: ein Gott für die Menschen, nicht für die Mächtigen, ein Gott der Liebe, nicht der Lenden; Christen, Juden, Muslime dürften von diesem Gott gehört haben. Vor viertausend Jahren jedoch unter Merikare, einem Pharao der 10. Dynastie, war das Konzept noch aufregend neu.

»Wohlversorgt sind die Menschen, die Herde Gottes«, heißt es im Lied Merikares:  
»Ihretwegen schuf er Himmel und Erde,/ drängte er die Gier des Wassers zurück/ und schuf die Luft, damit ihre Nasen leben./ Seine Ebenbilder sind sie, aus seinem Leib



hervorgegangen./ Ihnen zuliebe geht der Himmel auf,/ für sie erschuf er die Pflanzen und die Tiere,/ Vögel und Fische, damit sie zu essen haben.«

So alttestamentarisch schön war bereits damals der Himmel über der Wüste: »Gott kennt jeden Namen.«

Ketzerische Zwischenfrage: Erschafft er uns oder wir ihn?

In Australien, um noch ein Beispiel zu nennen, glauben die Aborigines eigentlich an Ahnenwesen, nicht an Götter. Mit ihnen bewohnen sie die »Traumzeit«, einen Schöpfungszustand ohne Anfang und Ende. Aborigines beten nicht. Die europäischen Siedler des 19. Jahrhunderts verachteten sie deshalb. Aborigines galten als Tiere auf zwei Beinen.

Das Cape-Grim-Massaker von 1828, das Convincing-Ground-Massaker von 1833, das Waterloo-Creek-Massaker von 1838, die Liste der Massenmorde ist lang auf Wikipedia.

Am schlimmsten ist es im Südosten, im heutigen New South Wales. Hier geht James Cook 1770 an Land und nimmt Australien für die englische Krone in Besitz.

Die Wiradjuri und Kamilaroi leben schon seit Jahrtausenden dort. Kurz nach der „Inbesitznahme“ reduziert sich die Zahl der Kamilaroi nach Schätzungen um mehr als die Hälfte, bei den Wiradjuri dürfte es ähnlich sein. Viele werden erschossen, noch mehr sterben an Krankheiten.

Da tauchen Berichte auf über einen neuen Schöpfergott namens Baiame. Woher der kommt, ist unklar. Angeblich übernehmen die Aborigines des Südostens das Konzept des einen Gottes von den Europäern.

Es wird berichtet: Baiame wandelte einst mit den Aborigines über das Land. Doch dann kamen die Weißen und verwüsteten es. Da floh Baiame in den Himmel und machte ihn fruchtbar. Nun wartet er dort auf die Aborigines, wenn sie sterben.

In der zentralen Wüste erzählt man die Geschichte anders, berichtet Robert Bellah: In dieser Version flieht Baiame nicht einfach gen Jenseits, sondern vollbringt auf Erden, was nur er vermag: Den Europäern befiehlt er, nach Hause zu gehen.

Tatsächlich besteigen die ihre Schiffe und verschwinden: Die Aborigines sind im Himmel.

### **Epilog: Ist das nun naiv?**

Natürlich ist es das.

Auch den Aborigines war insgeheim wohl klar, dass Baiame ihnen kaum die Europäer abnehmen wird. Man sollte von Göttern keine Wunder erwarten. Zum Glück tun das die meisten Gläubigen auch nicht. Jetzt schon gar nicht, da immer mehr Menschen im Westen Religionen für Relikte aus voraufgeklärten Zeiten halten.

Viel bildet man sich hierzulande ein auf Rationalität und Toleranz, und das nicht ohne Grund: Man hat sie sich ertrotzt, auch und gerade gegen den Einfluss der Kirchen.

Wer's nicht glaubt, bitte nachgoogeln: Im Abendland waren die Kirchen einmal groß und bedeutend. Sie beanspruchten nicht nur das Monopol auf Glauben, Liebe, Hoffnung, sie besaßen es auch.

Gefühlt ist das heute so lange her wie das Jungpaläolithikum.

Der Kampf ist entschieden: Die Macht in Westeuropa ist weltanschaulich neutral. Religion gilt als Privatsache, als Luxus beinahe, den man sich als Gesellschaft noch ein Weilchen gönnt.

Der Vernunftmensch hat den Gläubigen, wie es scheint, zum Aussterben verdammt, so wie Homo sapiens einst den Neandertaler.

Ums Seelenheil geht's heute schon länger nicht mehr. Vernunftmenschen suchen im Diesseits nach Glück und Bestätigung, in einer unaufgeräumten Ecke des Internets,



beim Auswärtsspiel zu Bratwurst und Bier, im Selbstgespräch mit dem wahren Ich und den eigenen Identitäten. Das funktioniert, solange es allen gut geht.

Aber was, wenn nicht mehr?

Religion, schreibt der britische Kunsthistoriker Neil MacGregor in seinem Buch *Leben mit den Göttern*, beschäftigt sich mit den gleichen Fragen wie die Politik: "Wie organisiert sich eine Gesellschaft, um zu überleben? Welche Opfer kann eine Gesellschaft angemessenerweise vom Einzelnen im Dienste eines höheren Gutes erwarten?"

Nehmen wir Baiame. Die Aborigines fingen dann an, an einen Gott zu glauben, als sie ihn brauchten gegen die Verzweiflung.

Und der Gott rettete sie auf Götterart. Die Europäer segelten zwar nicht in den Sonnenuntergang davon, doch die Wiradjuri und Kamilaroi starben auch nicht aus. Es gibt sie und Baiame noch heute.

Oder nehmen wir die Löwenmenschen. Die Gruppen, die auf der Schwäbischen Alb den Rentieren folgten, waren klein, sagt Viviane Bolin in ihrer Ulmer Dachstube, nicht mehr als 20 bis 30 Personen. Überall lauerten Fressfeinde. Krankheiten, über die wir heute lachen, brachten damals den Tod.

Außerdem war Eiszeit, ein Klima-Zeitalter der Extreme. Kurz: Der Löwenmensch glaubte, um zu überleben, und überlebte, weil er glaubte. "Angstmanagement", nennt das der Prähistoriker Hermann Parzinger in seiner Berliner Villa.

Und auf dieses Management meinen wir heute verzichten zu können?

Wir müssen uns unserer Sache sehr sicher sein.

Aber ganz so sicher doch nicht. Vielleicht haben Sie es gelesen: Weil es wochenlang nicht regnete, prozessierten die Bauern im südfranzösischen Perpignan vor einigen Wochen mit ihren Priestern zum Fluss Têt. Dort flehten sie den heiligen Gaudérique, den Schutzpatron der Bauern, um Regen an.

Die Winterdürre macht den Bauern Angst.



REPORTER:INNEN  
forum

Und die Angst lehrt sie, was schon die Löwenmenschen wussten und Vernunftmenschen noch lernen müssen im nächsten Zeitalter der Extreme: Evolution ist Überlebenskampf unter Mobilisierung der verfügbaren Ressourcen.

Aller Ressourcen.